

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 106 (2010)

Heft: 2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

EWIGI LIÄBI. Singen bleibt populär. Tagung «Populäre Lieder. Kulturwissenschaftliche Perspektiven», 5.–6. Oktober 2007 in Basel. Hg. von Walter Leimgruber, Alfred Messerli und Karoline Oehme. Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde 2009. 263 S., Ill. (culture [kylty:r]. Schweizer Beiträge zur Kulturwissenschaft, 2).

Anlässlich des 100-jährigen Bestehens des Schweizerischen Volksliedarchivs in Basel fand im Oktober 2007 die Tagung «Populäre Lieder. Kulturwissenschaftliche Perspektiven» statt, deren Ziel der «Versuch einer zeitgemässen Betrachtung von Volksliedern bzw. populären Liedern und deren Tradierung» (Ausschreibungstext) war. Mit «Ewigi Liäbi. Singen bleibt populär» ist nun der Tagungsband erschienen, der den Titel eines bekannten Mundartlieds aufgreift, nach dem auch ein populäres Musical benannt ist, das mit bekannten schweizerischen Mundarthits in den vergangenen zwei Jahren mehr als 300000 Zuschauer nach Zürich gelockt hat. Die Auswahl des Titels darf man programmatisch nennen, soll er doch darauf verweisen, dass in dem Band «beispielhaft verschiedene Aspekte populären Musikschaflens der Gegenwart in der Schweiz» beleuchtet werden. Im Untertitel «Singen bleibt populär» ist bereits die Direktive vorgegeben, dass anlässlich des Archivjubiläums nicht rückwärtsgewandt oder gar kulturpessimistisch die gegenwärtige Daseinsform des «Volkslieds» beklagt oder ad acta gelegt werden soll. Vielmehr geht es um die Fragen, wie sich die kulturwissenschaftlichen Forschungsobjekte «Lied» und «Singen» gewandelt haben und welche aktuellen Fragestellungen dies für die Forschung aufwirft. Erklärtes Ziel ist es, «den Bereich der subjekt- und medienorientierten Forschung zu stärken und neue Perspektiven für die Lied- und Singforschung aufzuzeigen» (S.22). Dazu beitragen soll die interdisziplinäre und multimethodische Herangehensweise an das Thema, und so finden sich im Tagungsband musik-, medien- und literaturwissenschaftliche, soziologische sowie musikpädagogische Beiträge, die sich mit den Bereichen «Lied und Singen im medialen Kontext», «Entstehung und Aneignung», «Tradierung und Rezeption» sowie «Singen und Identität» beschäftigen.

Wie sehr es den Herausgebern ein Anliegen ist, aus der 100-jährigen Tradition eines Volksliedarchivs heraus eine zukunftsorientierte Lied- und Singforschung zu entwickeln, wird in der sehr detaillierten Einleitung deutlich. Nach einer ausführlichen und dennoch prägnanten Übersicht über die Wege der volkskundlichen Lied- und Singforschung im 20. Jahrhundert folgt eine nicht weniger umfassende Gegenwartsanalyse, die zugleich die Anknüpfungspunkte und den Rahmen zu den in dem Band enthaltenen Beiträgen herstellt. Diese erscheinen nicht nur auf den ersten Blick sehr weit gefächert, wie die Herausgeber auch selbst einräumen: «Es mag vermessen erscheinen, Kinderlieder (Alfred Messerli) neben die musikalischen Reaktionen auf 9/11 (Dietrich Helms/Thomas Phleps), lokale Liedtraditionen (Astrid Reimers) neben globale Inszenierungen (Peter Wicke) zu stellen, grundsätzliche theoretische Betrachtungen (Max Peter Baumann) mit solider Empirie (Andreas Bänzinger/Klaus Neumann-Braun/Britta Schmitz) zu kombinieren, historisch bedeutende wie das Lied von den Moorsoldaten (Gisela Probst-Effah) mit aktuellen massenmedialen Talentshows (Karoline Oehme) zu mixen.»

Die Reihe der Beiträge wird durch *Max Peter Baumann* eröffnet, der mit seinen grundsätzlichen Überlegungen zu «Tradierung – Popularisierung – Medialisierung» «Bausteine zu einer Theorie des populären Singens» liefert, die angesichts des musikalischen Verhaltens in einer globalisierten Welt, mit der Möglichkeit des alltäglichen Gebrauchs elektronischer Medien, notwendig wird. Er verfolgt dabei einen subjekt- und kontextbezogenen Ansatz, bei dem der musizierende Mensch als kommunizierendes Wesen im Mittelpunkt der Betrachtung steht. Ein weiterer Baustein zu einer zeitgemässen Liedforschung wird im Beitrag *Dieter Ringlis* zu «Struktur und Klang. Das Lied im medialen Kontext» angeboten. Ringli weist darauf hin, dass Klanggestalt und Stil von Musik (Schlagwort «Sound») ausschlaggebend für das rezeptive Verhalten sind und spricht sich für eine Ergänzung des traditionellen Liedbegriffs um die Parameter «Sound» und «Version» aus. Die Notwendigkeit dieser Erweiterung veranschaulicht er anhand von Fallbeispielen aus dem Schweizer Musikleben, vom Gebrauch des Computerspiels «Singstar» über das Liedrepertoire von Jugendgruppen bis hin zu den Soundvorstellungen, die im Jodlerverband und der Mundartpop-Szene bezüglich des Liedes «Ewigi Liebi» vorherrschen. *Thomas Nussbaumer* verdeutlicht in seinem Aufsatz, dass über die notwendige Neuausrichtung der Singforschung hinaus die «alten» Kategorien «Volkslied» und «Volksmusik» trotz ihrer diffusen Definitionen nicht aus den Augen verloren werden dürfen, stellen sie doch in verschiedenen Regionen des deutschen Sprachraums, etwa in Tirol, weiterhin eine feste Kategorie in der musikalischen Praxis dar.

Mit musikalischen Kategorien hat sich die Forschergruppe *Andreas Bänzinger, Klaus Neumann-Braun* und *Britta Schmitz* befasst, die mit soziologisch-empirischen Befragungsmethoden dem «Lied- und Songverständnis und -gebrauch von jungen Menschen in der Schweiz» auf der Spur war. Das Ergebnis der Befragung birgt keine Überraschung, spricht aber für die Methode, besagt es doch, «dass die Gattung Popsong von den Rezipienten in erster Linie mit ihrer massenmedialen Verbreitung und mit Kommerzialisierung konnotiert wird, während bei Volksliedern von den Befragten der situative Event-Charakter bei Festen, in Fussballstadien oder ähnlichen Veranstaltungen herausgestrichen wird» (S.26). Die Erkenntnis aus der Studie liegt wohl eher darin, wie sehr das Denken und Handeln von Musikrezipienten durch Kategorien bestimmt ist.

Bei der Auseinandersetzung mit Musikrezeption ist es von grundsätzlicher Bedeutung, auch über die Produktion moderner Unterhaltungsmusik mit ihren technischen, ästhetischen und ökonomischen Komponenten Kenntnisse zu haben. Dies verdeutlicht *Peter Wicke* in seinem Beitrag «Confessions on a Dancefloor. Das Lied als Industrieprodukt». Ebenfalls mit den Grundlagen von Liedproduktion und -rezeption, aber auf tätigkeitstheoretischer Basis, befasst sich *Wolfgang Martin Stroh*, der seine Theorien anhand anschaulicher Beispiele stützt. Eher monografisch angelegt sind die restlichen Beiträge des Bandes, die sich beispielsweise mit der Tradierung von Liedern auseinandersetzen, etwa in der Studie *Alfred Messerlis* zum Gebrauch von Kinderreimen und Singspielen. Mit der identitätsstiftenden Funktion des Singens beschäftigen sich *Karoline Oehme* am sehr aktuellen Beispiel von Castingshows oder *Astrid Reimers* anhand des aktuellen Kölner Dialektlieds, in dem sich das Selbstverständnis der Kölner widerspiegelt. Anscheinend schreiben sich die Kölner aus ihrem Selbstverständnis heraus auch die Erfindung des Schunkelns zu, das bei Reimers als «rheinische(r) Karnevalstanz in Reihenform mit untergehakten Armen, den man auch im Sitzen tanzen kann» (S.201) definiert wird. Abschliessend beleuchten *Martin Büsser* mit seinem Beitrag zu rechten und reaktionären Tendenzen in der Popmusik der BRD sowie *Thomas Phleps* und *Dietrich Helms* mit ihrer Stoffsammlung zum «Renegatentum in der Musik nach dem 11. September 2001» die Zusammenhänge zwischen populären Liedern und Politik.

So vielfältig diese Themen sind, loten sie doch das breite Spektrum aktueller Sing- und Liedforschung aus und runden den vorliegenden Tagungsband zu einer lesenswerten Bestandsaufnahme ab, die auf die künftige Forschungsarbeit neugierig macht.

Christoph Lambertz

WALLFAHRTEN IN DER EUROPÄISCHEN KULTUR – PILGRIMAGE IN EUROPEAN CULTURE. Tagungsband Příbram, 26.–29. Mai 2004. Hg. von Daniel Dolezal und Hartmut Kühne. Frankfurt/M.: Peter Lang 2006. 730 S., Ill. (Europäische Wallfahrtsstudien, 1).

WALLFAHRT UND REFORMATION – POUŤ A REFORMANCE. Zur Veränderung religiöser Praxis in Deutschland und Böhmen in den Umbrüchen der Frühen Neuzeit. Hg. von Jan Hrdina, Hartmut Kühne und Thomas T. Müller. Frankfurt/M.: Peter Lang 2007. 320 S., Ill. (Europäische Wallfahrtsstudien, 3).

Auch Forschungsthemen haben ihre Konjunkturen und Krisen, ihre Aufstiegs- und Niedergangsphasen. So das Thema Wallfahrt, das seit den Pionierarbeiten von Georg Schreiber, Hans Dünninger und Wolfgang Brückner seit den Sechzigerjahren des letzten Jahrhunderts ein favorisiertes Gebiet der religiösen Volkskunde im deutschen Sprachraum war, aber spätestens mit dem neuen Jahrtausend ziemlich ins Abseits geriet. Merkwürdigerweise wurde es zur selben Zeit in Frankreich und Italien neu entdeckt, was verschiedene Publikationen nach sich zog, ebenso und sogar noch stärker im katholischen Osteuropa. Bis zum Umbruch von 1989 war dort das Thema Wallfahrt, wie alle religiösen Manifestationen überhaupt, eigentlich tabuisiert gewesen. Umso mehr interessierte es dann, und Wissenschaftler aller Sparten stürzten sich geradezu auf das jahrzehntelang abgesperrte Forschungsgelände.

Erste Resultate in deutscher und englischer Sprache liegen nun in einem dicken Band vor, dem ersten einer neuen Reihe, die explizit den Wallfahrten gewidmet ist. Er versammelt über fünfzig Beiträge einer im böhmischen Wallfahrtsort Příbram abgehaltenen Tagung, die grosszügig von verschiedenen tschechischen Geldgebern unterstützt wurde – eine Wendung um 180 Grad. Natürlich können hier nicht alle vorgestellt werden. Etwa zwei Drittel der Beiträge stammen von tschechischen Forschern, womit klar ein Schwerpunkt bezeichnet ist, rund ein Fünftel kamen aus Polen, nur vereinzelte aus andern Ländern. Die Beiträge in slawischen Sprachen wurden dankenswerterweise alle übersetzt, was sicher der Rezeption des Bandes zugutekommt. Etwa die Hälfte der Beiträge betreffen das Mittelalter, die übrigen mehrheitlich die Frühneuzeit, nur ganz wenige das 19. und 20. Jahrhundert. Die Themen sind die klassischen der historischen und volkskundlichen Wallfahrtsforschung, der auch grösstenteils methodisch gefolgt wird: mittelalterliche Pilgerfahrten nach Jerusalem und

Rom, Pilgerwege, Pilgerzeichen, Mirakel, die Rolle der Orden, Fallstudien zu einzelnen Orten in Böhmen, Nachbauten Heiliger Stätten, kunsthistorische Studien zur Wallfahrtsarchitektur. Wenn Böhmen im Zentrum steht, so wird doch auch stets über die Grenzen geblickt. Sicherlich sind einige Beiträge auch etwas entfernt vom Hauptthema. Doch entfachen manchmal gerade auch «exotische» Themen das Interesse des Leser. So macht sich ein Diplomingenieur, Schuhspezialist an der Tomas-Bata-Universität in Zlin, Gedanken über die Haltbarkeit der Schuhe der Pilger, welche diese kilometerweit trugen; ein anderer fragt sich, wie es um den Bierkonsum an den Wallfahrtsorten bestellt war, ein dritter behandelt eine architektonische Spezialität, nämlich die barocken Ambitusanlagen.

Insgesamt sind die den Volkskundler interessierenden Beiträge eher im zweiten Teil zu finden, was aber auch damit zu tun haben mag, dass die volkskundliche Forschung weniger das Mittelalter als den Barock im Auge hatte. Die Gesamtzahl der tschechischen Wallfahrtsorte ist mit insgesamt bisher 210 festgestellten (eine Liste befindet sich im zweiten der hier angezeigten Werke, S.247–264) verhältnismässig gering. Umso mehr erstaunt die Intensität der Forschung, über die abschliessend (S.707ff.) ein Überblick geboten wird, die aber auch in vielen Anmerkungen sichtbar wird. Es ist ein grosses Verdienst der Herausgeber, diese Arbeit den westlichen Lesern zugänglich gemacht zu haben. Der von Altmeister *Wolfgang Brückner* eingeleitete Band ist eine Fundgrube, an der niemand, der sich mit dem Thema befasst, vorbeigehen kann.

Die Absicht der Herausgeber der neuen Reihe ist, die bisher vor allem im ziemlich geschlossenen katholischen bayerisch-süddeutschen Raum betriebene Wallfahrtsforschung in andere, bislang noch kaum beackerte Regionen, insbesondere nach Mittel- und Norddeutschland, zu tragen und dabei auch den Protestantismus ins Blickfeld zu nehmen. Das geschah im dritten Band der Reihe, ebenfalls Resultat einer 2005 in Heiligenstadt stattgefundenen Tagung. Neben Böhmen, woher teilweise dieselben Autoren wie im ersten Band kamen, standen hier geografisch Sachsen und das mainzische Eichsfeld im Zentrum der Aufmerksamkeit. Neben Beiträgen zur schon länger diskutierten grundlegenden Frage, ob und inwieweit die Reformation eine Reaktion auf Ausdrucksformen der spätmittelalterlichen Frömmigkeit war – darunter auch auf die von jener als mit Betrug verbundener Auswuchs, als Missstand taxierte Wallfahrt –, finden sich wiederum zahlreiche Fallstudien, die die Volkskunde interessieren können. Speziell erwähnt seien in diesem Zusammenhang die Auswertung von Rechnungsbüchern durch *Johannes Mötsch* und die Beleuchtung der wirtschaftlichen Faktoren durch *Thomas T. Müller*. Der Mitherausgeber *Hartmut Kühne* zweifelt am weiteren Fortleben der Wallfahrt bei Protestanten nach der grundsätzlichen Verurteilung dieses Heilsinstruments durch Luther und seine Zeitgenossen wie an der Kontinuität im katholischen Raum überhaupt. Das gilt sicher für organisierte Wallfahrten. Sonst würde ich aber meinerseits Zweifel an dieser generellen These anbringen, obschon sicher ein vorübergehender Rückgang der Wallfahrt auch im katholischen Raum zu konstatieren ist. Aber Fälle von protestantischen Individualpilgern sind belegt, und dies sogar für weniger weit zurückliegende Zeiten. Einige weitere Beiträge bestätigen Feststellungen, welche die Forschung schon früher für den süddeutschen Raum treffen konnte. Wie schon im ersten Band sind die Beiträge der tschechischen Forscher übersetzt worden, diesmal ausnahmslos ins Deutsche.

Der hier nicht anzuzeigende, von Felix Escher und Hartmut Kühne herausgegebene zweite Band der neuen Reihe befasst sich mit der berühmten spätmittelalterlichen Wallfahrt nach Wilsnack. 2008 sind in der gleichen Reihe erschienen: *Das Zeichen am Hut im Mittelalter: europäische Reisemarkierungen und Katholische Aufklärung, Volksfrömmigkeit und «Religionspolicey»*. *Das rheinische Wallfahrtswesen von 1816 bis 1826 und die Entstehungsgeschichte des Wallfahrtsverbots von 1826*.
Peter Hersche

SABINE KIENITZ: Beschädigte Helden. Kriegsinvalidität und Körperbilder, 1914–1923. Paderborn: Ferdinand Schöningh 2008. 380 S., Ill. (Krieg in der Geschichte, 41).

Die Bilder der Kriegsversehrten sind integrale Bestandteil unserer Sicht auf die Weimarer Zeit, und gleichzeitig bilden die Auseinandersetzungen um die Stellung der Kriegsinvaliden in der Gesellschaft sowie die ganz konkrete Behandlung der Versehrten und Verstümmelten einen Dauerkonflikt jener Jahre. «Als das zentrale Medium der Sinnstiftung steht die Materialität des kriegsbeschädigten Körpers im Mittelpunkt dieser Arbeit» (S.351), postuliert Sabine Kienitz, und das meint gleichermaßen die technische Konstruktion des Körpers wie auch die Semantik von Körperbildern. Für die im Thema vielfach ausgewiesene Autorin ist der versehrte Körper nicht nur ein «versorgungsbedürftiger und durch Prothesen reparierbarer «Gegenstand» der Kriegsbeschädigtenfürsorge» (S.15), sondern auch ein im gesellschaftlichen Diskurs immer wieder neu im Kontext von Sinnstiftung funk-

tionalisiertes Thema. Dabei stehen die Auseinandersetzungen über technische Prothetik, Gesetzgebung und Gesundheitsvorstellungen neben denen über gesellschaftliche Teilhabe und finanzielle Ansprüche.

Die vor 1914 ungekannte Zahl von Kriegsversehrten (8 Mio., davon 2,7 Mio. Deutsche) übte auf die Fürsorgestellten einen ungeheuren Druck aus. Die Anspruchspolitik der in der Regel republikfeindlichen Versehrtenorganisationen zeigt die gesellschaftliche Entfremdung ihrer Mitglieder. Die Autorin versucht, eine Antwort auf die Frage nach den Ursachen und Hintergründen dieser Desintegration zu geben, «indem sie die symbolische Dimension der Figur des Kriegsbeschädigten in den Mittelpunkt stellt und sich dabei vor allem den körpergeschichtlichen Aspekten widmet» (S.19).

Die Inszenierung des versehrten Körpers als heldenhaft prägte die erste Zeit, in der die unerwartet hohen Opferzahlen des Krieges registriert wurden. Das half den Versehrten nur bedingt, war ihnen doch durch ihre Verstümmelung auch ihr männliches Selbstbild verloren gegangen. Immer wieder wurden die Versehrtenkörper neu gedeutet: Der Heroisierung folgten die Bemühung um Ausgrenzung und die Deutung als Symbol der Niederlage. Dabei ging es nicht allein um den konkreten, unmittelbar wirksamen Körper, sondern auch um die Körperbilder als Medium, ja, darüber hinaus, wie Kienitz schreibt, um den «Vorgang einer materiellen «Einkörperung» von Erfahrung» (S.27). Dafür benutzt sie ein breites Spektrum von Quellen: Fotos aus medizinischen Akten, der Fachliteratur sowie publizierte Fotos. Bei den Texten reicht das Panorama von literarischen Texten bis zu Akten. Ihre Arbeit gliedert sie in zwei grosse Abteilungen: den Diskurs über den Körper (S.33–150) und die materielle Praxis (S.151–342).

Das Bild des Versehrten als «moralische Instanz», der den Krieg «physisch und psychisch in sich trug» (S.36), wird vielfach variiert: Heiligendarstellung, Vorbildfunktion als Held, Symbol der christlichen Katharsis... Die Stimme der Invaliden hat moralisches Gewicht, als literarische Figur wird angesichts ihres Schicksals die Sinnhaftigkeit des Krieges diskutiert. Ihre wachsende Anzahl machte «die Gesellschaft auf ihre organisatorischen und emotionalen Schwachstellen aufmerksam» (S.45). Diachron wandelt sich das Bild: vom beschädigten Helden der ersten beiden Kriegsjahre bis zum Symbol des Schützengraben-Grauens nach 1918 und zum Mahnmal gegen den Krieg oder Symbol der als ungerecht empfundenen Niederlage. Diese deutungsoffene Figur wurde folgerichtig politisch immer wieder neu vereinnahmt.

Mit dem historischen Verweis auf den Ritter mit der eisernen Faust, Götz von Berlichingen, wurde soziale Disziplin gefordert. Dieser stellte als Dauerkämpfer fürs Überleben «zusagen den Schutzheiligen der deutschen Kriegsbeschädigten» (S.57) dar, wie Kienitz zitiert. Das Negativbild des Leierkastenmanns, das den nicht integrierten Versager charakterisieren sollte, stand dem entgegen. Zwischen diesen beiden Bildern bewegte sich auch der Kampf um den «Dank des Vaterlandes», sprich «juristisch, sozialpolitisch und symbolisch» (S.66) die Verpflichtung der jungen Republik auf Zahlung einer Rente als ihrem Anteil des im Sinne Bourdieus symbolischen Tauschs von Körper und Gesundheit gegen Ehre und finanzielle Anerkennung. Im schon 1914 einsetzenden Nachdenken über die Kriegsfolgen war das Totengedenken der einfachere Part, während die Fürsorge unkonkret durch den zunächst rein verbalen «Dank des Vaterlandes» ersetzt wurde. Die Kriegsbeschädigtenorganisationen verwiesen auf die Rechtsansprüche der Versehrten, sie wurden aber auf «nach dem Krieg» (S.73) verwiesen. Als dann das Reich finanziell überfordert war, wurde das Mannschaftsversorgungsgesetz 1920 geändert; seine komplizierte Neuregelung sorgte für den vielfältigen Ausschluss von Anspruchsberechtigten.

Der Held wurde angesichts des Maschinenkrieges zunehmend zum Opfer, sein zerstörter Körper moralisch aufgeladen, er hatte alles fürs Vaterland gegeben. Hierbei war der tote Held sauberer, weil intakt imaginiert, alterslos, strahlend und sehr rasch zu vergessen, während der Versehrte eher einem Märtyrer ähnelte, dessen stoische Leidensfähigkeit im Vordergrund stand. Die Stellung der Opfer des Krieges sowohl im aktiven Sinne eines *sacrificium* wie eines passiven *victima* (S.94f) wurde in dieser Eigenschaft bis in die frühen 1920er-Jahre völlig entwertet. Wer als *victima* sprach, verlor die Sonderstellung des *sacrificium* (s. S.98). Sichtbare Leiden wie Blindheit oder fehlende Körperteile waren gesellschaftlich wie rententechnisch eher akzeptabel als entstellende Gesichtsverletzungen, innere oder gar psychische Erkrankungen. Die unerwünschten Helden wurden gesellschaftlich marginalisiert, eine Diskussion um den Begriff des «Kriegskrüppels» (S.111ff.) belegt dies augenfällig. Die 1,4 Millionen organisierten Kriegsbeschädigten beklagten ihre zunehmende Geringschätzung und kämpften um öffentliche Orte, etwa um Ermässigungen, Freifahrten oder reservierte Plätze in der Strassenbahn.

Sozialreportagen belegen eine grosse Akzeptanz der Kriegsbeschädigten in der Bevölkerung, deshalb gab es vor allem bei der Bettelei eine Auseinandersetzung um die «echten» und «falschen», weil vielleicht als zivile Beschädigte gar nicht national engagierten. Dem spendenfreudigen Publikum wurde vorgeworfen, die Kriegsbeschädigten davon abzubringen, ein Arbeitsleben zu beginnen. Auch solidarisierte sich das Publikum mit «falschen» Kriegsbeschädigten (S.144–146).

In der zweiten Abteilung über die «Materialität des Körpers» beruft sich Kienitz auf das Konzept des «Embodiment», in dem die Kategorie «Körper» und der wissenssoziologische Begriff der «Erfahrung» aufeinander bezogen werden können (S.152). Das repräsentative Medium «Körper» wurde beim Kriegsinvaliden zur technischen Herausforderung. Die Aufmerksamkeit galt der «symbolischen Dimension» (S.154) von mechanistischer Rekonstruktion, den Prothesen, in die Kriegserfahrung «eingelagert» (S.155) war. Nebenbei wurde anhand der Prothetik die technische und medizinische Vorherrschaft Deutschlands behauptet. Die 70000 Amputierten machten etwa 1,3 % der 5,5 Millionen Verletzten oder 2,6 % der 2,7 Millionen Versehrten aus, bildeten aber den Bereich, von dem man meinte, technisch das Kriegsgeschehen in den Griff bekommen zu können. Medizinische Koryphäen kümmerten sich um sie: Chirurgen, Orthopädietechniker, Ingenieure kämpften um die Deutungshoheit. Mit Unterstützung der «Krüppelfürsorge» durch die Kaiserin bereits 1914 (S.158) begann ein gewaltiger Innovationsschub bei der Versorgung mit Prothesen. Es wurde mit elektrisch oder pneumatisch verstärkten Prothesen experimentiert. Die gottgleichen Ärzte, allen voran Ferdinand Sauerbruch, bemühten sich um nationale «Wiedergutmachung» (S.168).

Die Körperkonzeptionen verlangten, ausgehend von der «eisernen Hand» des Götz von Berlichingen, Unauffälligkeit, aber nun nicht mehr die Anpassung der Prothese an den Körper, sondern wegen der massenhaften Amputationen die Anpassung des Stumpfes an die Prothese (S.172). Nicht die ästhetische Nachahmung stand im Vordergrund, sondern die Funktion, was vor allem die Handprothetik beeinflusste. Die Prothese musste greifen und halten, sie war Faust, Zange und Haken (S.174). Sauerbruch versuchte, «die prothetische Technik direkt in den lebendigen Arm zu implementieren» (S.175) und direkt an vorhandene Muskeln anzusetzen. Zweihändigkeit, also symmetrisches Handeln, wurde als Norm angestrebt, die Verwendung anderer Körperteile wie Lippen, Kinn, Brust, Beine, Knie oder Füße wurde kontrovers vor allem im Zusammenhang mit dem Krukenberg-Arm diskutiert, der Elle und Speiche als zangenartiges Greifelement ausbildete und ohne Prothese auskam. Der aufwendige, ästhetisch befriedigende Carnes-Arm hingegen wurde als zu schweren Arbeiten ungeeignet eingestuft. Dahinter standen männliche Aktionsvorstellungen von Arbeitskraft. Man wollte keinen «Sonntagsarm», sondern eher eine «Arbeitsklau» (S.181) oder einen Werkzeughalter, in den die Werkzeuge eingesetzt und arretiert werden konnten. Damit wird der maschinengeeignete Mensch mit hoher Effektivität als Ziel der Behandlung sichtbar. Die Realität sah anders aus: Die Prothesenträger kamen zu 87 % mit der Prothese nicht zurecht und legten sie ab (S.190).

Nichtsdestotrotz war die öffentliche Präsentation von Prothesen medial modern organisiert: Filme, Diaserien und Ausstellungen ergänzten die praktischen Vorführungen von Vorzeigeeinvaliden. Das demonstrative Vorführen u. a. vor Lazarettpublikum wirkte auch psychologisch. Spezialkönnen wie einhändiges Klavierspiel suggerierte das perfekte Überwinden der Behinderung, brachte aber für den Alltag nichts (S.204f). Die medialen Inszenierungen argumentierten vor allem mit der Fotografie. Massenhafte, serielle Fotografie mit Vorher-Nachher-Aufnahmen oder vorgebliche Alltagsbilder suggerierten die Beherrschung der Beeinträchtigung (S.226). Als Beispiele der propagandistischen Bemühungen verweist Kienitz ausführlich auf Felix Kraus' mit 360 Bildern illustrierten Band *Die Verwendungsmöglichkeiten der Kriegsbeschädigten* von 1916 (S.227ff). Auch der berühmte, mit einem Carnes-Arm ausgestattete Vorzeige-Invalide und Arzt Max Cohn, wird von ihr kenntnisreich vorgestellt (S.232ff).

Der Verlust von männlicher Kraft ging vielfach einher mit Problemen in den Beziehungen zu Frauen. Macht- und Beziehungsrollen veränderten sich, daraus ergaben sich vielfach innerfamiliäre Probleme; erhöhte Scheidungsraten belegen dies. In der national gefärbten Literatur waren die unverständigen und oberflächlichen Frauen dafür verantwortlich (analog zur Dolchstosslegende, S.243), während sich wahre Liebe solchen Prüfungen stellte. Die grosse Verantwortung und Doppelbelastung der Frauen im Widerstreit von Rollenerwartung und ökonomischen Zwängen hatte zu keinen grundsätzlichen Veränderungen der Geschlechterverhältnisse durch den Krieg geführt (S.252). Das Ende der männlichen Selbstgewissheit, des Stärkeideals, der Handlungsfähigkeit und Funktionstüchtigkeit kulminierte in besonderer Weise im Verlust der Zeugungsfähigkeit. Dieser erst um 1930 untersuchte Identitätsverlust bewirkte ein hohes Mass an sozialer Verachtung (S.277), hat aber offensichtlich das Eheleben wenig beeinträchtigt.

Das Körpergedächtnis als Speicher der Kriegserinnerungen ist ein symbolisches Erinnerungsmedium. Seine Dynamik in der zunehmenden Distanz zum Krieg führte dazu, dass einst heldenhafte Narben als aufdringlich und schamlos empfunden wurden. Entwertung der Erfahrung und Ausgrenzung bewirkten das Ideal der Unauffälligkeit im Verhalten (S. 292). Die Gleichstellung in der Sozialversicherung mit den zivilen Invaliden zehn Jahre nach Kriegsende machte auch die vielfältigen Bemühungen um ein gerechtes Verwundetenabzeichen (das es nicht geben kann) zunichte. Auch der Kriegsbeschädigtenausweis entfaltete nur geringe Wirkung, so dass es zu Demonstrationen mit regelrechten Inszenierungen der zerstörten Körper kam. Die Diskrepanz privater Unauffälligkeit und offensiver Selbststilisierung im politischen Kampf wurde nicht aufgelöst. Der Körper war die immer wieder neu präsentierte Waffe um die symbolische Bedeutung. «Die persönliche Erinnerung als Teil einer biographischen Konstruktion war immer auch Teil einer gesellschaftlich vermittelten Erinnerung» (S. 308). «Trotzdem wird deutlich, dass die Erfahrung des Krieges erst in der Kommunikation über diese Erfahrung ausgehandelt werden musste, subjektive und kollektive Prozesse der Sinnstiftung also nicht unabhängig voneinander existierten, sondern im Akt der Deutung jeweils aufeinander bezogen waren» (S. 309).

Die schiere Finanznot der Weimarer Republik, die Mitte der Zwanzigerjahre fast ein Drittel ihres Etats für Rentenzahlungen an Kriegsoffer aufwendete, führte zu einer Politik abnehmender sozialer Fürsorge und Rentenzahlungen. Entwertung der Kriegserfahrung ging damit einher. Den Kriegsinvaliden als Opfer von begutachtenden Ärzten wurde die Deutungsmacht über ihr Schicksal verweigert. Diese «Enteignungspraxis» (S. 319) war kombiniert mit einem staatlichen Erinnerungszwang (S. 338), wobei klar war, wie die Auseinandersetzung auszugehen hatte. «Der öffentlich geführte Kampf um die Legitimität und Authentizität der verschiedenen Narrative und deren politische Instrumentalisierung in der Weimarer Republik hatten damit nicht nur eine öffentlich-kollektive, sondern auch eine individuell-private Seite» (S. 339).

Sabine Kienitz hat eine höchst «komplexe Anthropologie der Versehrtheit» (S. 348) verfasst. Der Körper als soziales Konstrukt, die Deutung der Erfahrung als politischer Machtanspruch, die Dynamik der in die Geschichte abgleitenden Erfahrung und ihre damit einhergehende allmähliche Entwertung sind materialreich und sensibel dargestellt. Die Aspekte der Visualisierung und der Themenbesetzung in der modernen Mediengesellschaft und die damit immer verknüpfte Symbolisierung zeigt sie deutlich auf. Männliches Selbstverständnis von Funktionieren, Kraft und Souveränität beschreibt sie in den Reaktionen in dem Moment, in dem diesem die physische Grundlage entzogen ist. Den invaliden Körper und die Entwicklung des Ideals eines sportlich-leistungsstarken (und damit produktiven) Körpers in der medialen und narrativen Darstellung zeigt sie als einen Kampf um gesellschaftlichen Einfluss und symbolische Wahrnehmung. Sie schliesst ihre Betrachtungen klug mit dem Beginn der Dreissigerjahre. Dadurch werden anderthalb Jahrzehnte Nachkriegszeit prägnant gefasst. Aber es sind nicht nur die chronologischen Abläufe, die in gewisser Parallelität sicher für andere Kriegskatastrophen Gültigkeit haben, sondern auch das persönliche Schicksal als gesellschaftliches, den eigenen Körper als gesellschaftlich definierten und im Extremfall der Invaliden ausgelieferten.

Hier liegt ein Buch vor, dem man viele Leser wünscht, nicht nur im militärhistorischen Bereich. Der soziale und ökonomische Körper sowie der Körper als Medium und Erinnerungsträger werden am besonders extremen und massenhaften Fall der Versehrten des Ersten Weltkriegs differenziert und beeindruckend dargestellt.

Martin Beutelspacher

WERNER RÖLLIN: Der Märchler Röllli. Lachen: Marchring 2007. 128 S., Ill. (Marchringheft, 48).

Zu den gut erforschten Maskenregionen der Schweiz gehört zweifellos die schwyzerische March. Mit fundierten Arbeiten hervorgerufen hat sich hier ganz besonders Werner Rölli, der bereits zwischen 1977 und 1981 mit verschiedenen Aufsätzen über die Schwyzer Maskenlandschaft und hier ganz besonders auch über den «Märchler Röllli» und dessen Diffusion geschrieben hat (vgl. SAV 76/1980, S. 11–133). Es war daher naheliegend, dass Werner Rölli vor einigen Jahren angefragt wurde, die von Otto Gentsch begründete, äusserst repräsentative Röllimasken-Sammlung im Marchmuseum Rempen/Siebnen neu zu ordnen und nach einem veränderten Konzept zu präsentieren.

Aus den damit verbundenen Recherchen resultiert die vorliegende Publikation. Die mit vielen ganzseitigen Farbfotos ausgestattete Broschüre bietet nun einen umfassenden Zugang zum «Röllli», dieser regionaltypischen Maskengestalt mit einer hölzernen Glattlarve, die sich unter anderem durch drei schwarze und ornamental geschwungene Stirnfurchen, eine aufgemalte Biedermeierbrille und einen Schnauz charakterisiert. Der Autor geht nicht nur auf die Anfänge mit den «Laufnarren» (seit dem späten 18. Jahrhundert), auf die eigentlichen Vorläufer der «Röllli» (um 1850) und auf die Ent-

stehung dieses Maskentyps (um 1870) ein, sondern zeigt auch eindrücklich, durch welche kommerziellen Mechanismen sich der «Märchler Röllli» lokal konstituierte und wie er sich vor allem als Mietartikel in der weiteren Umgebung verbreitete. Röllin, der die Geschichte der Maskenfigur eng mit der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung der Region verknüpft, ortet aber nach dem Zweiten Weltkrieg auch ein Sättigungsstadium, dem später ein Neuaufschwung durch Rückgriff (Regression) folgt. Nicht unerwähnt bleibt auch, dass in der March seit den Sechzigerjahren viele neue Maskentypen geschaffen wurden, die seither zur lokalen Identität beitragen. Diese Entwicklung findet bekanntlich ihre Entsprechung im ganzen Bereich der schwäbisch-alemannischen Fasnacht.

Die ansprechende Publikation bietet viel Anschauungsmaterial: Fotos der Masken und Requisiten aus dem Marchmuseum, historische Fotografien von Rölligruppen und aktuelle Gruppenaufnahmen der heute in der March bestehenden sechs Rölligruppen (samt Steckbriefen). Mangels Quellen nur wenig Informationen vermag Röllin zu den Schnitzern der Masken zu liefern, dafür bietet er manchen Hinweis zu den Maskengarderobiers.

Die vorliegende Broschüre ist eine vorbildlich gemachte Zusammenschau der Geschichte einer reizvollen regionaltypischen Maskenfigur und kann mit Recht als wertvolles Standardwerk bezeichnet werden.

Dominik Wunderlin

AUF DEN SPUREN DER TOURISTEN. Perspektiven auf ein bedeutsames Handlungsfeld. Hg. von Burkhart Lauterbach. Würzburg: Königshausen & Neumann 2010. 199 S. (Kulturtransfer, 6).

Nach seiner 2006 ebenfalls in der Reihe «Kulturtransfer» erschienenen Einführung in die europäisch-ethnologische Tourismusforschung¹ lud Burkhart Lauterbach Expert/innen aus dem Fach und aus benachbarten Disziplinen ein, die einschlägige Forschung beziehungsweise einige ihrer aktuell zentralen Themen zu reflektieren. Zu diesen aktuellen Schwerpunkten gehören die Geschichte des Tourismus mit einem Fokus auf seine sogenannte Demokratisierung oder Massenhaftigkeit, wichtig auch der Kulturtourismus, die Bereisten – vor allem als Forschungsdesiderat – sowie die Entwicklung neuer Perspektiven auf das Phänomen Tourismus: etwa jene der Multilokalität oder die Anwendung postmoderner Erklärungsmuster.

Auf ein knappes Vorwort des Herausgebers folgt Kapitel eins, das aus einem Literaturbericht von *Ueli Gyr* besteht, der so schon vor zwei Jahren im *Schweizerischen Archiv für Volkskunde* zu lesen war. An diese «Tour de force» durch die jüngste Tourismusforschung schliesst ein weiterer Nachdruck an. Diese Wiederveröffentlichung macht mehr Sinn, denn *Hermann Bausingers* Beitrag ist erstmals an entlegenem Ort erschienen, im *Vademecum des WBO*, dem Organ der Baden-Württembergischen Omnibusunternehmer. Dementsprechend nimmt «Die Demokratisierung des Reisens» ihren Ausgangspunkt bei der Geschichte des Omnibus (lat. für alle). Bausinger kommt vom beginnenden Massentourismus zu dessen Kritik und der – schon traditionellen – Kritik dieser Kritik zur auch nicht mehr überraschenden «Überlebensmöglichkeit für die Touristik» (S.48), nämlich dem sanften Tourismus. Dennoch ist der Text lehrreich und unterhaltsam; Letzteres nicht zuletzt wegen ausdrucksstarker Wortschöpfungen – nur zum Beispiel angeführt seien die «stumpfen Sandbrätlinge» (S.44), die vielfach verunglimpften sonnenanbetenden Strandtouristen, die Bausinger freilich in Schutz nimmt. Ebenfalls der Geschichte des Massentourismus – hier in Verbindung mit der frühen Geschichte der Tourismusforschung (wieder inklusive der dazugehörigen Kritikgeschichte) – widmet sich der Historiker *Till Manning*. Er kritisiert die frühe Arbeit des Studienkreises für Tourismus (gegründet 1961) und relativiert den Begriff der «Masse» im Massentourismus. Dieser habe eher mit Wahrnehmung zu tun denn mit Quantitativem, was der Autor mithilfe zahlenmässig enorm divergierender Statistiken zum Thema der Deutschen in ihrem Lieblingsurlandsland Italien zu belegen versucht. Plausibler fallen seine Erläuterungen zum schlechten Image deutscher Tourist/innen im Urlaubsausland aus – Manning setzt sie in Konnex mit Geschichte und schildert die verzwickten Bemühungen des deutschen Staates, seine Bürger/innen zu besseren Gästen zu erziehen.

Paul Rösch interpretiert die Musealisierung von Tourismus, wie sie auch im von ihm geleiteten «Touriseum» nahe Meran geschieht, als «Versuch, noch irgendwie den Überblick zu sichern» (S.75). Zugleich siedelt er den Einzug der Branche in die Museen am Wendepunkt von deren Aufbau und Rückbau an, um schliesslich das Südtiroler Tourismus-Museum in seinen Grundzügen zu beschreiben. Daran – aber in einem neuen Kapitel² – schliesst eine Abhandlung von *Albrecht Steinecke* über

¹ Lauterbach, Burkhart: Tourismus. Eine Einführung aus Sicht der volkskundlichen Kulturwissenschaft. Würzburg 2006, 2008² (Kulturtransfer, 3).

den boomenden Kulturtourismus an, dessen Marktstrukturen und Erfolgsfaktoren. Steinecke geht auf Museen als touristische Ressource ein, «optimierte Orte» (S.103) müssten die Museen allerdings erst werden. Trotz zahlreicher Beispiele und konkreter Zahlen lässt der Text vieles und auch die Leserin im Unklaren.

Daraufhin plädiert Herausgeber *Burkhart Lauterbach* einmal mehr für eine ganzheitliche Betrachtung des touristischen Geschehens, mit besonderem Augenmerk auf die Interaktion aller Beteiligten.³ Die Europäische Ethnologie hätte einiges an Expertise einzubringen, wenn es um Themen wie Kulturschock, Kommunikationsverweigerung oder allgemeiner um interkulturelle Aspekte gehe, um Fragen des Kulturtransfers (dazu referiert er recht ausführlich Ideen von Gisela Welz) oder um Strategien des Umgangs mit Tourismus und Tourist/innen seitens der Autochthonen. Hier nimmt der Autor Bezug auf den Sozialanthropologen Jeremy Boissevain und dessen Beobachtungen, die Einheimischen würden mit «covert resistance, hiding, fencing, ritual, organised protest and aggression» (S. 119) reagieren. Lauterbach beschreibt Tourismus als totales Phänomen und erwähnt als weiteres «to do» im Sinne ganzheitlicher Tourismusforschung, dass die Nichtreisenden und deren «Anti-Motive» (S.126) einbezogen und deren Aktivitäten dabei als «gleichberechtigtes Urlaubshandeln» (S.128) aufgefasst werden sollten.

Die auf diese Anregungen folgenden Beiträge sind dann aber wieder der «Touristenforschung» (so der Herausgeber kritisch auf S.113) zuzuordnen, wengleich sie Innovation anstreben. Zuerst ein weiterer Wiederabdruck: der Soziologe *Heinz-Günter Vester* über Tourismus und Terrorismus als postmoderne Phänomene. Vester charakterisiert beide und fragt – allerdings nur in einigen wenigen Sätzen ganz zum Schluss –, wie sich Tourismus und Terrorismus aufeinander beziehen. Postmoderner Tourismus sei wie postmoderner Terrorismus durch Pastiche gekennzeichnet, Unterschiedliches werde hier zusammengeführt. Als weiteres Merkmal führt Vester eine «Kulturalisierung» an, was heisst, dass soziale und politische Differenzen auf kulturellem Terrain ausgedrückt und ausgetragen werden. Und, um noch ein weiteres Charakteristikum zu benennen: Referenz und Repräsentation seien durch Hyperrealität und Simulation ersetzt worden – das Feriengefühl sei quasi genauso diffus und unspezifisch wie die negativen Gefühle, die Terrorismus hervorbringt. *Daniella Seidl* regt daraufhin mit dem Fokus auf Multilokalität zu einer neuen Forschungsperspektive auf Tourismus an. Sie skizziert die Möglichkeiten einer «bewegungsorientierten Europäischen Ethnologie» (Johanna Rolshoven) anhand des Themas touristischer Zweitwohnsitze und konstatiert, dass Erfahrungen der Mobilität oder Entgrenzung und solche der Raumeignung einander nicht ausschliessen. Geradezu paradigmatisch zeige das der Ferienhaustourismus, indem er den Wunsch nach Mobilität und jenen nach Verbundenheit an einem Ort zusammenbringe. Schliesslich – und diesen Punkt finde ich über Tourismusforschung hinaus interessant – betont sie die Position multilokaler Akteure für Sozio-Kulturelles (etwa hinsichtlich der Vermittlung, Übersetzung von Sozialisations- und Erfahrungswissen), was diese auch zu interessanten «Forschungsobjekten» macht. Seidl schliesst mit einem Plädoyer, die Historie einzubeziehen und damit zu weiterer Differenzierung zu gelangen.

Den Schlusspunkt setzt *Karlheinz Wöhler* mit einer Abhandlung über die Rolle des Raums und der Performanz im Tourismus. Im ersten Teil rekurriert er vor allem auf Martin Heideggers Existenzphilosophie und interpretiert Tourismus als Versuch der Menschen, zu ihrer «eigentlichen Existenz zu finden» (S.178), sich die «Möglichkeiten eines Anders-sein-Könnens» ins Bewusstsein zu rufen (S.179). Dazu brauche es «alltagsabgewandte Räume» (S.179). Dann gesellen sich zu Heideggers Ideen noch jene von John Urry, die besagen, dass Urlauber/innen nicht mit eigenen Augen sehen, sondern durch einen «tourist gaze» – sie werden behandelt eher als sie handeln (können), müssen für alles im touristischen Raum Befindliche bezahlen etc. Die Interaktion mit den Körpergefühlen scheint aber bedeutender als der Umgang mit den (Raum-)Angeboten der Tourismusindustrie, denn: «Die alltagsabgewandte Differenz wird [...] leiblich erfahren [...] und nicht kognitiv» (S.191). Die touristischen Räume, meint Wöhler, würden sich nicht (mehr) vom heimatlichen Alltag unterscheiden, es gehe nur um eine «multisinnliche Gestaltung und Erfahrung [...] im Raum des touristischen Ortes» (S.192). Das sei eine Absage an die Wirkkraft vorgefertigter touristischer Räume; aus der Rehabilitierung des Alltags wiederum resultiere das Ende des Tourismus. Vorerst aber wird «die wahre Eigentlichkeit» nur dem touristischen Raum zugesprochen und alles bleibt wohl noch ein Weilchen beim Alten. Auch in der Tourismusforschung?

² Warum der Band in drei Teile gegliedert ist, bleibt bis zum Schluss unklar.

³ Lauterbach, Burkhardt: «Menschen zweiter Klasse»? Die Bereisten als kulturwissenschaftliches Forschungsthema. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 2009, S. 23–32.

Es ist irritierend, dass Tourismusforscherisches aus dem Fach etwa seit den Achtzigerjahren gleich eingeführt werden kann: Nach wie vor liegt der Fokus auf den Tourist/innen, es gibt viele, verstreute, zum Teil sogar innerhalb der jeweiligen Disziplin wenig wahrgenommene Einzelstudien, mit regionalen Schwerpunkten.⁴ Deren Themen und Perspektiven, so lautet inzwischen der Tenor, würden sich immerhin zusehends vervielfältigen. Gleichbleibend bekrittelt werden mangelnde Theoriebildung und -anwendung sowie ein fehlender fachbezogener Methodendiskurs. Grundlegend kann an dieser Situation auch der vorliegende Sammelband nichts ändern – einmal mehr werden die Desiderata angesprochen und die Plädoyers gehalten.

Nikola Langreiter

RICHARD BEITL (1900–1982). Wissenschaft – Dichtung – Wirken für die Heimat. Hg. von Klaus Beitzl und Peter Strasser. Schruns: Heimatschutzverein Montafon 2009. 316 S., Ill. (Montafoner Schriftenreihe, 21).

Das Buch ist als Begleitband zu einer 2009 von Klaus Beitzl kuratierten, im Montafoner Heimatmuseum gezeigten Ausstellung über Richard Beitzl entstanden. Den eigenen Vater öffentlich zu würdigen, ist keine leichte Aufgabe. Klaus Beitzl tritt aber nicht als Autor auf, sondern als Moderator eines Dialogs, den andere führen: Jüngere Kolleginnen und Kollegen sollten sich kommentierend Gedanken machen zu der aus autobiografischen Zeugnissen und Dokumenten vom Sohn zusammengestellten Selbstsicht Beitzls. Dadurch gelingt es, die persönliche Beziehung zu versachlichen, ohne Verehrung und Zuneigung verhehlen zu müssen. Das ist zu bewundern, zumal das Bild durch den Blick der Jüngeren an Facetten gewinnt, die vielleicht sogar den Nächsten nicht bewusst waren.

Richard Beitzl ist nicht eindimensional der Fachgeschichte zuzurechnen. Sein Wirken als Vorarlberger Schriftsteller und Kulturvermittler war die andere, mindestens ebenso bedeutsame Seite seines Lebens. Gerade diese Verbindung fordert aber zum Disput heraus. Zwar beanspruchen die Beiträge zum *Vorarlberger B.* den grösseren Raum im Buch und richten sich primär an ein regionales Publikum. Die *Person B.* als volkskundlicher Wissensagent ist jedoch prototypisch für ihre Zeit und rechtfertigt eine wissenschaftliche Beschäftigung mit ihr; auf diese Beiträge sei hier kurz eingegangen.

Beitzl, im Montafon aufgewachsen, in Feldkirch bei den Jesuiten geschult, kam nach einem Literaturstudium in Berlin (mit Dissertation zu einem Goethe-Thema) durch das Sammeln von Vorarlberger Sagen und dann vor allem durch seine Mitarbeit am *Atlas der deutschen Volkskunde* zu unserem Fach. (Dort begegnete er Richard Weiss, dessen akademische Biografie Parallelen aufwies, und befreundete sich mit ihm.) *Michael Simon* kommentiert diese wissenschaftlich überaus fruchtbare Zeit bis 1934 (in die auch die Habilitation und die Entstehung mehrerer Fachbücher fallen) und weist auf durchaus antimythologische, aufklärerische Züge und das Interesse an sozialer und kultureller Dynamik bei Beitzl hin. Eine deutliche Absage an sozialromantisches Gedankengut registriert auch *Leonore Scholze-Irrlitz* in ihrem Beitrag über Beitzl als akademischem Lehrer in Berlin (1933–1944 und 1959–1966). Er leitete seine Studenten in «Dorfwochen» zu ethnologischer Feldforschung an und liess sie aktiv am Arbeitsleben teilnehmen, mit dem Ziel, das moderne Dorf als sozial-funktionale Einheit zu verstehen, d. h. nicht als Gesinnungsgemeinschaft à la Tönnies. Ein innovativer Ansatz.

Reinhard Johler bezeichnet Beitzls Beziehung zur Volkskunde als neuartig, widersprüchlich, aber intellektuell wie kulturpolitisch produktiv. In Vorarlberg blühte das folkloristische Interesse, parallel zur Entwicklung des Fremdenverkehrs, schon um 1900 auf. Seit der Zeit des Ersten Weltkriegs war sein Promotor und Organisator Adolf Helbok, der dann als nationalsozialistischer Vertreter einer völkischen Volkskunde weit über seine Herkunftsregion hinaus erfolgreich war, Beitzl in Berlin kennenlernte und nach dem Krieg als Herausgeber des *Österreichischen Volkskunde-Atlas* wirkte (ohne Beitzls Mitarbeit). Dieser, in den ideologischen Geist der Zeit verstrickt, aber von nationalsozialistischer Seite auch angefeindet und gemassregelt, hatte sich 1934, nach seiner Entfernung aus dem Team des ADV, vermehrt literarischer Tätigkeit zugewendet, nicht mehr als Lyriker, wie in seiner Jugendzeit, sondern als Prosaschriftsteller. Mit den beiden (vielgelesenen) Heimatromanen *Angelika* und *Joringhla* vollendete er seine persönliche Beheimatung im Montafon und etablierte eine «heimische Volkskunde», in der er die Makroebene der Nation mit der Mikroebene der Heimat verbinden

⁴ Vgl. Kramer, Dieter: Aspekte der Kulturgeschichte des Tourismus. In: Zeitschrift für Volkskunde 78/1982, S. 1–13; Gyr, Ueli: Touristenkultur und Reisealltag. Volkskundlicher Nachholbedarf in der Tourismusforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 84/1988, S. 224–239.

konnte. Nach 1945, als Beitzl aus Berlin wegzog und sich im Elternhaus in Schruns niederliess, verwirklichte er diese nicht mehr literarisch, sondern durch seine Tätigkeit als Kulturvermittler im Haupt- und Brotberuf. Er war Kulturreferent der Gemeinde, Tourismus- und Seilbahndirektor, hielt zahllose Vorträge, schrieb Zeitungsartikel, gründete Musik- und Singvereinigungen. Ob dies, neben der wirtschaftlichen Notwendigkeit, eine Reaktion war auf versagte wissenschaftliche Anerkennung oder ob er damit seine ihm gemässe volkskundliche Arbeitsform gefunden hatte, bleibt unentschieden. (Immerhin ging er noch einmal an die Universität Berlin zurück.) *Bernhard Tschofen* meint, dass die Hinwendung zur praktischen volkserzieherischen Arbeit in populären Medien jedenfalls eine bewusste war, kein Nebenprodukt, sich wie ein (jugendbewegter) roter Faden durch sein Leben zieht, und dass er damit auf einen Bedarf antwortete. Er sei in einer Umgebung gross geworden, in der die Empfänglichkeit für die eigenen Traditionen bereits bürgerlich gebrochen war und das Verfügen darüber zum Motor gesellschaftlicher Entwicklung wurde. Diese Haltung übernahm Beitzl, liebte und förderte sie, mit Gewinn für sich und seine Heimat. Tschofen sieht in seiner Gestalt deshalb mit Recht einen Anstoss dazu, die Frage nach der «angewandten Wissenschaft in der Region» neu zu stellen.

Christine Burckhardt-Seebass